

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
China

Weisheit des Ostens
Herausgegeben von Volker Michels

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4106
978-3-518-46106-8

suhrkamp taschenbuch 4106

Man wird wohl schwerlich einen deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts finden, der sich so für China interessiert und auf vergleichbare Weise für die klassische Literatur dieses Landes eingesetzt hat wie Hermann Hesse. Keiner hat ähnlich beharrlich, mehr als 50 Jahre lang betont, daß wir diese Kultur »studieren müssen wie einen gleichwertigen Mitbewerber, der uns je nachdem Freund oder Feind werden, jedenfalls aber unendlich nützen oder schaden kann«. Denn die Chinesen waren für ihn »ein Volk, das nicht rückwärts, sondern in eine tätige Zukunft blickt«. Und es gibt auch keinen deutschen Dichter, der so viel chinesisches Gedankengut in seine Schriften einbezogen hat. So durchziehen chinesische Motive, Einflüsse des Taoismus, des Konfuzianismus und des chinesischen Zen sein komplettes Werk, von Gedichten über Märchen und Erzählungen, Betrachtungen und Lektüreempfehlungen bis hinein in seinen großen Roman *Das Glasperlenspiel*.

Hermann Hesse, am 2. Juli 1877 in Calw geboren, starb am 9. August 1962 in Montagnola bei Lugano. 1946 erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

Hermann Hesse

China

Weisheit des Ostens

Herausgegeben von

Volker Michels

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4106

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46106-8

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

China

Weisheit des Ostens

Inhalt

Vorwort 9

Erzählungen, Legenden, Gedichte

- Der Dichter 37
Nachtfest der Chinesen in Singapore 45
Flötentraum 46
An eine chinesische Sängerin 55
Der Europäer 56
Die Musik des Untergangs 65
König Yu 76
Der ältere Bruder 83
Chinesische Parabel 98
Dsu Yung 99
Der schwarze König 100
Chinesische Legende 107
Josef Knecht an Carlo Ferromonte 109
Der erhobene Finger 117
Junger Novize im Zen-Kloster 118

Reiseberichte, Betrachtungen, Aufsätze

- Begegnung 121
Abend in Asien 123
Spazierenfahren 128
Chinesen 132
Erinnerung an Asien 137
Chinesische Betrachtung 141
Über mein Verhältnis zum geistigen Indien und China 145
Vom chinesischen Geist 148
Blick nach dem fernen Osten 151

Erinnerung an Lektüre

- Die chinesische Flöte 157
Confucius deutsch 157
Chinesisches 160
Chinesisches in München 162
Weisheit des Ostens 163
Chinesische Geistergeschichten 165
Das wahre Buch vom südlichen Blütenland 168
Chinesische Volksmärchen 171
Die zwei Pole 173
Tao Teh King 174
Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten 175
Altchinesische Liebeskomödien 177
Chinesische Novellen 178
I Ging 179
»Eis Herz und Edeljaspis oder Die Geschichte
einer glücklichen Gattenwahl« 183
Richard Wilhelms China-Werke 183
Richard Wilhelms letztes Werk 187
»Der Traum der roten Kammer« 190
Ein Mittler zwischen China und Europa 192
Das Bi-Yaen-Lu 195
Yüan-wus Niederschrift von der smaragdnen
Felswand 197

Quellennachweis 203

Vorwort

Man wird wohl schwerlich einen deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts finden, der sich so für China interessiert und auf vergleichbare Weise für die klassische Literatur dieses Landes eingesetzt hat wie Hermann Hesse. Keiner hat ähnlich beharrlich, mehr als 50 Jahre lang betont, daß wir diese Kultur »studieren müssen wie einen gleichwertigen Mitbewerber, der uns je nachdem Freund oder Feind werden, jedenfalls aber unendlich nützen oder schaden kann«. Denn die Chinesen waren für ihn »ein Volk, das nicht rückwärts, sondern in eine tätige Zukunft blickt«. Und es gibt auch keinen deutschen Dichter, der so viel chinesisches Gedankengut in seine Schriften einbezogen hat, so daß er am Ende seines Lebens resümieren konnte: »Das alte Liederbuch (*Schi-King*),¹ das Buch der Wandlungen *I Ging*, die Schriften von und über Konfuzius und Lao Tse bis Dschuang Dse gehören ebenso wie Homer und Aristoteles zu meinen Erziehern, sie haben mich und meine Vorstellungen vom guten, weisen, vollkommenen Menschen formen helfen.« Wie ist es zu dieser Aufgeschlossenheit gekommen?

Ein Volk, in dessen Sprache das Wort Krise dasselbe bedeutet wie Chance, mußte einen Autor interessieren, der weithin als Dichter der Krisis verstanden wird und der – ganz wie China im Lauf der Geschichte – aus jeder Gefah-

1 Die Schreibweise chinesischer Namen und Titel variiert in den deutschen Übersetzungen der Vergangenheit erheblich. Da Hesse sie in seinen Texten übernimmt, wurden sie dort und in diesem Vorwort aus bibliographischen Gründen so belassen. Die derzeit gültige Schreibweise im *Hanyu pinyin* lautet für Schi-King: *Shijing*, für I Ging: *Yijing*, für Konfuzius (Kung Fu Tse): *Kongzi*, für Lao Tse: *Laozi*, für Dschuang Dse (Tschuang Tse): *Zhuangzi*, für Lun Yü: *Lunyu*, für Taoteking (Tao Te King): *Daode jin*, für Liä Dsi: *Liezi*, für Li Tai Po: *Li Bai*, für Thu Fu (Tu Fu): *Du Fu*.

renzone verändert und verjüngt hervorgegangen ist, weshalb er immer wieder neue Lesergenerationen zu erreichen vermag. Darauf zielt u. a. auch der Untertitel der amerikanischen Hesse-Biographie »Autor der Krisis« von Ralph Freedman, womit auf eine Disposition für Wandlungen und Entwicklungen hingewiesen wird, die Hesses Verleger Peter Suhrkamp einmal so beschrieben hat: »Es gibt kaum einen Autor, der so oft seinen eigenen Leichnam hinter sich begrub und jedes mal auf einer anderen Stufe wieder neu anfang. Und jedes mal geschah das aus einer wirklichen und ehrlichen Not heraus.« An Anlässen dazu hat es wahrhaftig nicht gefehlt im Verlauf des kriegerischen 20. Jahrhunderts.

Aufgewachsen im Zeitalter des Imperialismus, in welchem sich das wilhelminische Deutschland als letzte europäische Macht einen »Platz an der Sonne« zu sichern suchte und sich damit gleichfalls an der kolonialen Unterwerfung der außereuropäischen Welt beteiligte, kam Hermann Hesse schon als Kind in Berührung mit den Opfern dieses Expansionsdranges. War doch auf die Besitznahme der Gebiete in Übersee fast immer auch die weltanschauliche und religiöse Freiheitsberaubung seitens der christlichen Missionare gefolgt. Zu ihnen gehörten die Großeltern und Eltern des Dichters, welche im englischen Kolonialgebiet Indiens ihre »Heidenmission« betrieben. Sein Vater Johannes Hesse (1847-1916) war, weil er das tropische Klima nicht mehr vertrug, 1873 von dort nach Europa zurückgekehrt, um im württembergischen Calw, einem Zentrum des schwäbischen Pietismus, seine Arbeit im damals größten evangelischen Missionsverlag auf publizistische Weise fortzusetzen. Hier lernte er auch seine künftige Frau, die Missionarwitwe Marie Isenberg (1842-1902) kennen, Tochter des berühmten Missionars und Sprachforschers Dr. Hermann Gundert (1814-1893), der nach seiner Rückkehr aus Indien den Missionsverlag leitete. Hermann war

der erste und begabteste Sohn aus Maries zweiter Ehe mit Johannes Hesse und dazu bestimmt, die sendungsbewußte Familientradition auch in Zukunft aufrechtzuerhalten. Aber es kam anders.

Schon im Alter von 14 Jahren floh er aus dem theologischen Seminar, das ihn auf diese Laufbahn vorbereiten sollte. Und lebenslang galt seine Sympathie besonders jenen, welchen wie ihm die Selbstbestimmung verweigert wurde, darunter auch den »bekehrten Heiden« aus aller Herren Länder, die in seinem Elternhaus ein- und ausgingen.

Kein Wunder also, daß es zunächst die Inder waren, deren Weltbild den jungen Hermann Hesse beschäftigte, nachdem ihm der Erfolg seiner ersten Romane *Peter Camenzind* und *Unterm Rad* so viel Unabhängigkeit verschafft hatte, daß er schließlich doch noch seinen Traum verwirklichen und ein Leben als freier Schriftsteller beginnen konnte. Im Alter von etwa 27 Jahren, so berichtet Hesse in seinem Rückblick »Über mein Verhältnis zum geistigen Indien und China«, als er begann, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen, sei er auf das indische Nationalepos *Bhagavadgita* gestoßen. Mit der Lektüre dieses philosophischen Lehrgedichtes habe sein Studium der Quellenwerke indischer Überlieferung eingesetzt.

Doch schon kurz darauf erwachte auch sein Interesse für chinesische Kultur und Dichtung. Ab 1910 gab der Verlag Eugen Diederichs in seiner Reihe »Religion und Philosophie Chinas« deutsche Übertragungen chinesischer Klassiker aus der Originalsprache heraus. Übersetzt waren sie von Richard Wilhelm (1873-1930), einem schwäbischen Theologen, der als Missionar ins deutsche »Schutzgebiet Kiautschou« entsandt worden war und in der »Musterkolonie« Tsingtau lebte. Er interessierte sich bald mehr für das Weltbild der Chinesen als für deren Bekehrung und religiöse Vereinnahmung durch das evangelische Christen-

tum. Gleich auf sein erstes bei Diederichs vorgelegtes Werk mit den Gesprächen des Konfuzius (552-479 v. Chr.) hat Hesse hingewiesen in einer seiner mehr als dreitausend Rezensionen, in welchen er sich seit der Jahrhundertwende für die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt engagierte.

In einer Zeit, als hierzulande noch das Feindbild von der »gelben Gefahr« an der Tagesordnung war, womit man sich gegen das Unbekannte und deshalb bedrohlich Erscheinende abzuschotten suchte, plädierte Hesse dafür, das uns Befremdliche an der konfuzianischen Pädagogik und Systematik nicht zu ignorieren, sondern es eher als Bereicherung unserer westlichen Denkgewohnheiten wahrzunehmen. Denn abendländisches und fernöstliches Denken waren für ihn Pole einer Einheit, die sich nicht ausschließen, sondern ergänzen. »Das nötigt uns«, schrieb er 1910 in seiner Empfehlung des *Lun Yü* (Gespräche des Konfuzius), »unsere eigene individualistische Kultur auch einmal nicht als selbstverständlich, sondern im Vergleich mit ihrem Widerspiel zu betrachten.«

Noch im selben Jahr kam das andere Hauptwerk der chinesischen Klassik auf den deutschen Markt, das *Taoteking* des Lao Tse (ca. 600 v. Chr.), übersetzt durch den Tübinger Alttestamentler und Orientalisten Julius Grill. Ihm folgte 1911 die Übertragung von Richard Wilhelm, beide aus der Ursprache verdeutscht in sprachlich unterschiedlichen Versionen. Auch sie hat Hesse (in der »Münchener Zeitung« vom 24. 5. 1911) empfohlen und miteinander verglichen, wobei er als Dichter die sprachlich originellere bevorzugte: »Beide sind gründliche und schöne Arbeiten. Mag die Grill'sche Ausgabe mit ihrem reichen Kommentar die wissenschaftlich brauchbarere sein, so zeichnet sich dafür die von Wilhelm durch eine kräftigere, bestimmtere, persönlichere Sprache und damit auch durch eine leicht-

tere Zugänglichkeit aus.« Aber wichtiger als das Formale waren ihm die lyrische Aussage und der Humor dieses Werkes, dessen scheinbar schlichte Verse und paradox anmutende Parabeln Lebenswahrheiten enthalten, die sich weniger dem kausalen Denken als dem intuitiven Gefühl erschließen. Für Hesse hob es sich wohltuend ab gegen die kalte Logik und die Spitzfindigkeiten westlicher Philosophie. Verglichen mit »den Seitensprüngen abendländischer Denkakrobatik«, schrieb er in seiner ersten Empfehlung des Lao Tse, dieses naturverbunden-lebensfrohen Weisen aus Chinas Süden, »kann man den Eindruck gewinnen, dieser uralte Chinese habe die elementaren Werte besser erkannt und habe größer und zweckmäßiger an der Entwicklung der Menschheit gearbeitet, als so viele instinktverlassene Abendländer in ihrer anarchischen Spezialistenphilosophie.«

Noch im selben Jahr unternahm er die weiteste Reise seines Lebens in den damals als »Hinterindien« bezeichneten Archipel im südlichen Golf von Bengalen. Hans Sturzenegger, ein Schweizer Malerfreund aus Schaffhausen, der seinen Bruder in Singapur besuchen wollte, hatte Hesse eingeladen, ihn auf seiner Fahrt zu begleiten. Da dieser immer schon mit dem Gedanken an solch eine Morgenlandfahrt gespielt hatte, um das Missionsgebiet seiner Eltern und Großeltern kennenzulernen und die indische Westküste zu bereisen, wo seine Mutter geboren worden war, fiel ihm der Entschluß nicht schwer. Zwar mußte er seinen Plan, auf der Rückfahrt auch den indischen Subkontinent zu besuchen, wegen gesundheitlicher Beschwerden aufgeben. Doch sah er im Verlauf dieser dreimonatigen Exkursion (mit längeren Aufenthalten in Sri Lanka, Sumatra und Malaysia), was ihn vor allem interessierte: in welchen Formen die hinduistischen und buddhistischen Traditionen das dortige Leben bestimmten und ob sie sich gegen die Einflüsse der westlichen Kolonialmächte zu behaupten vermochten.

Das Ergebnis war eher ernüchternd. Die Mehrheit der Einheimischen erlebte Hesse mit Zorn auf die kurzsichtige Ausbeutung durch die holländischen Kolonialherren als »arme Reste einer alten Paradies-Menschheit, die vom Westen korrumpiert und gefressen wird, liebe, gutartige, geschickte und begabte Naturvölker, denen unsre Kultur den Gar aus macht . . . Ich sah und sprach auch viele Kaufleute, Techniker etc. aus aller Welt und sah viel vom großen Handel. Es wird eine Menge guter wertvoller hiesiger Produkte ausgeführt, eingeführt wird aus Europa und Amerika vorwiegend Schund. Die Malaien und Inder fallen darauf herein, die Chinesen nicht.« Und kaum anders als bei uns im sogenannten christlichen Abendland schien ihm das Eigentliche der dortigen Spiritualität nur noch in Spurenelementen vorhanden. Sowohl in den Heiligtümern der Brahmanen, den hinduistischen Göttertempeln wie auch in den buddhistischen Wallfahrtsorten Ceylons blieb ihm die »scheußliche Erfahrung« nicht erspart, »daß der seelenvolle Beterblick der meisten Inder gar nicht Ruf nach Göttern und Erlösung ist, sondern einfach der Ruf nach money.«

Ganz anders dagegen war der Eindruck, den er bei seinen Aufenthalten in Penang und Singapur von den Chinesen gewann. Er sei in die Tropen gereist, berichtet er wenige Wochen nach seiner Rückkehr in einem launigen Brief dem Schriftstellerfreund Ludwig Thoma, »um den Urwald anzusehen, Krokodile zu streicheln und Schmetterlinge zu fangen, und fand ganz nebenbei und ungesucht etwas viel Schöneres: die Chinesenstädte von Hinterindien und das chinesische Volk, das erste wirkliche Kulturvolk, das ich sah.« Kein Wunder, denn hier begegnete er einer Zivilisation, in der seit jeher die schriftliche Überlieferung dominiert hatte, wo schon 400 Jahre vor Johannes Gutenberg der Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden wurde, einer Kultur, in welcher die Philosophie, die Malerei und in der Literatur die Poesie das höchste Ansehen genossen

und Zivilisation (chinesisch: *Wenhua*) zu übersetzen ist mit »der verändernde Einfluß durch die Schrift.«

Obwohl Singapur, das bedeutendste Verkehrs- und Handelszentrum Ostasiens, nicht zu China, sondern von 1867 bis 1941 zur britischen Kronkolonie Straits Settlements gehörte (und heute ein autonomer Stadtstaat ist), bestand damals wie heute der größte Teil seiner Bewohner aus eingewanderten Chinesen. Hier also erlebte Hesse zum ersten Mal, was deren Stärke ausmacht. Er sah »die Einheit eines Volkswesens so absolut herrschen, daß alle Einzelercheinungen darin ganz und gar untergehen«, und sah »wie sich eine Vielzahl von Menschen durch Rasse, Glaube, seelische Verwandtschaft und Gleichheit der Lebensideale zu einem Körper zusammenballt, in dem der Einzelne nur bedingt und als Zelle mitlebt, wie die einzelne Biene in einem Bienenstaat.« Das zeigte sich ihm auch »in der Einheitlichkeit und Abgestimmtheit ihrer Architektur« und ihrem familiären Zusammenhalt, einer Lebensweise nach der konfuzianischen Vorstellung, daß der Staat eine Familie im Großen darstellen müsse. Denn für Konfuzius, den praxisorientierten Philosophen aus Chinas Norden, ist soziale Harmonie nur durch eine hierarchische Ordnung menschlicher Beziehungen denkbar, in der jeder seinen Platz in der Gesellschaft akzeptiert und die Verhaltensformen zwischen Herrschenden und Untertanen, Vorgesetzten und Untergebenen, aber auch zwischen Vätern und Söhnen, Männern und Frauen geregelt sind und gleichwohl Treue gegen sich selbst und Güte gegen andere als oberstes Gebot gelten.

Mit erstaunlichem unternehmerischem Geschick hatten diese Auslandschinesen Singapur zum drittgrößten Hafen der Welt ausgebaut, zu einem Umschlagplatz, wo mittlerweile fast 80 Prozent des malayischen und indonesischen Im- und Exporthandels abgewickelt werden. Für Hesse wa-

ren es ihr »stiller und zäher Fleiß« und ihr ungewöhnliches Organisationstalent, was sie im Gegensatz zu den Malaien, Tamilen und anderen Ethnien resistenter gegen die Einflüsse der Kolonialherren machte. Hinzu kam ihre Fähigkeit, nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im religiösen Bereich alles Fremde zu assimilieren. Das zeigte sich in der friedlichen Koexistenz des von Indien nach China gelangten Buddhismus mit dem einheimischen Konfuzianismus, der bekanntlich keine Religion, sondern eine säkulare Ethiklehre ist. In den Volksreligionen verschmolzen taoistische und buddhistische Elemente mit älteren animistischen und schamanistischen Glaubensformen. Diese Toleranz gegenüber den unterschiedlichsten Glaubensrichtungen erlaubte es, daß im Verlauf der Geschichte manche der chinesischen Kaiser Buddhisten waren, obwohl der Konfuzianismus seit zweitausend Jahren fast ununterbrochen als offizielle Staatsdoktrin galt.

1928 in seinem berühmt gewordenen Essay »Eine Bibliothek der Weltliteratur« hat Hesse die indische mit der chinesischen Spiritualität verglichen und auf ihre gleichberechtigte Bedeutung für die unterschiedlichen Lebensalter hingewiesen: »Was den Indern gefehlt hatte, die Lebensnähe, die Harmonie einer edlen, zu den höchsten sittlichen Forderungen entschlossenen Geistigkeit mit dem Spiel und Reiz des sinnlichen und alltäglichen Lebens – das weite Hin und Her zwischen hoher Vergeistigung und naivem Lebensbegehren, das alles war hier in Fülle vorhanden. Wenn Indien in der Askese und im mönchischen Weltentsagen Hohes und Rührendes erreicht hatte, so hatte das alte China nicht minder Wunderbares erreicht in der Zucht einer Geistigkeit, für welche Natur und Geist, Religion und Alltag nicht feindliche, sondern freundliche Gegensätze bedeuten und beide zu ihrem Recht kommen. War die indisch-asketische Weisheit jugendlich-puritanisch in der Radikalität ihres Forderns, so war die Weisheit Chinas die eines

erfahrenen, klug gewordenen, des Humors nicht unkundigen Mannes, den die Erfahrung nicht enttäuscht, den die Klugheit nicht frivol gemacht hat.«

Den Weg von indischer zu chinesischer Lebenspraxis, von jugendlichem Aufbegehren zum Augenmaß taoistischer Besonnenheit, zeigt auch die Entwicklungsgeschichte in Hesses Buddhalegende *Siddhartha*. Sie freilich war vor allem eine seiner Antworten auf den Aktionismus der westlichen Industrienationen, deren technische Errungenschaften sich von 1914 bis 1918 in einem Krieg entluden, dem mehr als 17 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Zunächst hatte Hesse auf dieses Debakel mit praktischer Sozialarbeit reagiert, gab es doch noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte so viele in Gefangenschaft geratene Soldaten wie damals. Um deren Not zu lindern, baute er 1915 in Bern eine Zentrale für deutsche Kriegsgefangenenfürsorge auf, welche bis 1919 Hunderttausende seiner Landsleute, die in feindlichen Lagern interniert waren, mit Hilfsmitteln jeder Art und guter Lektüre versorgte, eine Aufklärungsarbeit, die er nach Kriegsende auf journalistische Weise mit seiner Zeitschrift »Vivos voco« fortsetzte. Als langfristiger wirksam jedoch erwies sich sein *Siddhartha*, weil er dem Vertrauensverlust der christlichen Kirchen, die sich durch ihren Waffensegen kompromittiert hatten, eine humanere Alternative entgegenzusetzen vermochte. Denn in dieser Erzählung fand man gestaltet, was Hesse 1919 in der »Neuen Zürcher Zeitung« geschrieben hatte: »Die Weisheit, die uns nottut, steht bei Lao Tse und sie ins Europäische zu übersetzen, ist die einzige geistige Aufgabe, die wir zur Zeit haben.«

Erkenntnisse des *Liä Dsi* (350 n. Chr.) wie: »Ehe nicht das Äußerste erreicht ist, kehrt sich nichts ins Gegenteil«, finden wir im Werdegang von Hesses *Siddhartha* in unvergeßliche Bilder gebracht, sei es in der Darstellung seiner Emanzipation aus der Bevormundung des Vaters, seiner

Sinnsuche durch asketische Selbstkasteiung, seiner Lösung von der bewunderten Idealgestalt des Gotama, seiner bis zur Übersättigung ausgelebten Kaufmannskarriere und Hingabe an die Sinnenfreuden und zuletzt der vergeblichen Anstrengung, seinem Sohn eben jene Rückschläge ersparen zu wollen, denen er seine eigene Entwicklung verdankte, bis er endlich bei einem an Lao Tse erinnernden Fährmann durch ein bescheidenes Leben im Einklang mit der Natur und im Dienst an den Mitmenschen sein Glück findet. Nach leidvoll eigener Erfahrung ist es Hesse hier tatsächlich geglückt, abendländischen Lesern den 36. Spruch des *Tao Te King* nachvollziehbar zu machen: »Was man zusammenziehen will, muß man erst sich richtig ausdehnen lassen. / Was man schwächen will, das muß man erst richtig stark werden lassen. / Was man beseitigen will, das muß man erst sich richtig ausleben lassen.« Und auch den 78. Spruch des Lao Tse: »Das Schwache besiegt das Starke, das Weiche das Harte. Jeder weiß es und keiner vermag danach zu handeln.« Mit Hesses Worten in poetischer Analogie: »Weich ist stärker als hart, Wasser stärker als Fels, Liebe stärker als Gewalt.«

Siddhartha ist nicht die einzige Erzählung, in welcher Hesse Asiatisches aufgegriffen und für westliche Leser zum Leben erweckt hat. Das Spektrum chinesischer Motive bei ihm ist vielfältig und reicht von seinen frühen Märchen wie »Der Dichter« und »Flötentraum« (1913) zu Parabeln wie »Der Europäer« (1917) und »König Yu« (1929), von der Wahlverwandtschaft mit den Dichtern Dschuang Dse, Li Tai Po und Thu Fu in der »Klingsor«-Novelle zu den *I Ging*-Studien Josef Knechts im *Glasperlenspiel*, von den chan-(zen-)buddhistischen Gedichten und Betrachtungen aus Hesses letzten Lebensjahren schließlich zu der unter chinesischem Pseudonym (Meng Hsiä = Traum-Schreiber) veröffentlichten »Chinesischen Legende« (1959).

Auch eine der eindrucksvollsten Passagen in Hesses auto-

biographischen Schriften geht auf chinesische Quellen zurück. Sie findet sich in seinem 1921-1924 entstandenen »Kurzgefaßten Lebenslauf«, einem hintergründigen Selbstportrait des 45jährigen, das mit einer sublimen Vision seines Lebensendes ausklingt: »Im Alter von mehr als siebenzig Jahren wurde ich, nachdem eben erst zwei Universitäten mich durch die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors ausgezeichnet hatten, wegen Verführung eines jungen Mädchens durch Zauberei vor die Gerichte gebracht. Im Gefängnis bat ich um die Erlaubnis, mich mit Malerei zu beschäftigen. Es wurde mir bewilligt. Freunde brachten mir Farben und Malzeug, und ich malte an die Wand eine kleine Landschaft ... Sie enthielt fast alles, woran ich im Leben Freude gehabt hatte, Flüsse und Gebirge, Meer und Wolken ... In der Mitte des Bildes aber fuhr eine ganz kleine Eisenbahn. Sie fuhr auf einen Berg los und stak mit dem Kopf schon im Berge drin wie ein Wurm im Apfel, die Lokomotive war schon in einen kleinen Tunnel eingefahren, aus dessen dunkler Rundung flockiger Rauch herauskam ... Indessen gab die sogenannte Wirklichkeit, mit welcher ich in der Tat nun ganz zerfallen war, sich alle Mühe, meinen Traum zu höhnen und immer wieder zu zerstören. Fast jeden Tag holte man mich, führte mich unter Bewachung in äußerst unsympathische Räumlichkeiten, wo inmitten von vielem Papier unsympathische Menschen saßen, die mich ausfragten, mir nicht glauben wollten, mich anschnauzten, mich bald wie ein dreijähriges Kind, bald wie einen abgefeymten Verbrecher behandelten ... Man braucht nicht Angeklagter zu sein, um diese merkwürdige und wahrhaft höllische Welt der Kanzleien, des Papiers und der Akten kennenzulernen. Du brauchst nur umziehen oder heiraten wollen, einen Paß oder Heimatschein begehren, so stehst du schon mitten in dieser Hölle ... wirst von gelangweilten und dennoch hastigen, unfrohen Menschen ausgefragt, angeschnauzt, findest für die einfachsten und

wahrsten Aussagen nichts als Unglauben ... Nun, jeder kennt dies ja. Längst wäre ich in der Papierhülle erstickt und verdorrt, hätten nicht meine Farben mich immer wieder getröstet und vergnügt, hätte nicht mein Bild, eine kleine schöne Landschaft, mir wieder Luft und Leben gegeben ... Es schien mir jetzt an der Zeit, der Qual ein Ende zu machen. Wenn es mir nicht erlaubt war, ungestört meine unschuldigen Künstlerspiele zu spielen, so mußte ich mich eben jener ernsteren Künste bedienen, welchen ich so manches Jahr meines Lebens gewidmet hatte. Ohne Magie war diese Welt nicht zu ertragen.

Ich erinnerte mich der chinesischen Vorschrift, stand eine Minute lang mit angehaltenem Atem und löste mich vom Wahn der Wirklichkeit. Freundlich bat ich dann die Wärter, sie möchten noch einen Augenblick Geduld haben, da ich in meinem Bilde in den Eisenbahnzug steigen und etwas nachsehen müsse. Sie lachten auf die gewohnte Art, denn sie hielten mich für geistig gestört.

Da machte ich mich klein und ging in mein Bild hinein, stieg in die kleine Eisenbahn und fuhr mit der kleinen Eisenbahn in den schwarzen kleinen Tunnel hinein. Eine Weile sah man noch den flockigen Rauch aus dem runden Loche kommen, dann verzog sich der Rauch und verflüchtigte sich und mit ihm das ganze Bild und mit ihm ich.

In großer Verlegenheit blieben die Wärter zurück.«

Der Zauberei seiner Dichtung, womit er das Mädchen verführt und die den Erzähler ins Gefängnis gebracht hatte, entspricht diejenige seiner Malerei, mit der er sich aus der Gefangenschaft wieder zu befreien vermochte. Es ist die weiße Magie der Kunst, eine der wirkungsvollsten Waffen, womit die »Infamitäten des Lebens«, also die Zumutungen der sogenannten Wirklichkeit, besiegt werden können.

Adrian Hsia, ein an der kanadischen McGill-Universität lehrender Chinese, hat über die Herkunft dieser Motive und vieler anderer sinologischer Elemente in Hesses